



# ORIENTIERUNG

Nr. 11 56. Jahrgang Zürich, 15. Juni 1992

**I**N DIESEM JAHR ERINNERN wir daran, daß vor 500 Jahren die Europäer in dem heute Lateinamerika genannten Kontinent gelandet sind.\* Zum ersten Mal wurde sich damals die Menschheit ihrer geographischen und so auch ihrer geschichtlichen Einheit bewußt. Aber damit stellte sich auch notwendigerweise die für die Menschheit, aber auch für die Christen die entscheidende Frage – die Europäer, die nach Lateinamerika kamen, waren ja Christen – in welcher Beziehung zueinander so neue und so verschiedene Kontinente stehen sollten. Konkreter gesagt, es kam das Problem des «Anderen» auf, und wie man sich zu ihm stellen sollte.

Aus dieser Sicht ist es für sich genommen wichtig, an das 1492 Geschehene zu denken, aber es ist auch für 1992 lehrreich; denn auch jetzt wird nach dem Verschwinden des Kommunismus etwas Neues proklamiert, eine neue Einheit der Welt – die Hysterie geht so weit, daß man das «Ende der Geschichte» ankündigt. Und selbstverständlich bleibt auch jetzt für die Menschheit, vor allem aber für die Christen die Frage, wie nicht nur Europa und das damals eben entdeckte Amerika zueinander, sondern der ganze Norden (Europa, die Vereinigten Staaten und Japan) zum Süden des Planeten stehen sollen. Darauf konzentriert sich *jetzt* unser Interesse, auf das, was heute in der Welt geschieht; das wird aber auch durch das erhellt, was vor 500 Jahren geschehen ist; daher erwähnen wir in den Grundzügen das Vergangene.

## Aus der Sicht Lateinamerikas

Hervorzuheben ist auch, daß diese Analyse aus lateinamerikanischer Sicht mit dem Blick auf die Realität Europas, also aus einer begrenzten und sogar parteilichen Perspektive heraus erfolgt; denn es gibt in Europa viele – zwar nicht gerade repräsentative – Gruppen, die eine große Solidarität mit Lateinamerika zeigen. Aber wir meinen, es sei nützlich und notwendig, offen zu legen, wie die Beziehungen zwischen Europa und dem lateinamerikanischen Kontinent *ihrer Struktur* nach gestaltet sind.

Wenn man also heute diese Beziehung richtig verstehen will, muß man zuerst daran erinnern, daß das, was 1492 geschah, keine «Entdeckung» im eigentlichen Sinn war. Diese Aussage machen wir nicht nur, um die Gefühle der ursprünglichen Bewohner des lateinamerikanischen Kontinents nicht zu verletzen, als ob sie nicht vor 1492 schon da gewesen wären, ehe sie für Europa existierten – ein eindeutiges Beispiel für die Sünde des Eurozentrismus –, sondern als eine grundlegende Feststellung, so wie sie Ignacio Ellacuría treffend formuliert hat:<sup>1</sup>

«Das Erste, was meiner Meinung nach passiert, ist, daß sich der «Conquistador» oder Beherrscher offenbart. Mit der «Entdeckung» der sogenannten «Neuen Welt» vor 500 Jahren wurde in Wirklichkeit entdeckt – offengelegt –, was Spanien, was die westliche Kultur und was die Kirche zu jenem Zeitpunkt wirklich waren. Sie entlarvten sich, stellten sich bloß, ohne es zu merken. Ihr Gegenüber haben sie nicht «entdeckt», sondern verdeckt. In Wirklichkeit war es die «Dritte Welt», die die «Erste Welt» von ihrer schlechtesten und zugleich wirklichsten Seite entdeckte.»

Das scheint uns die richtige Perspektive zu sein, aus der das damalige Ereignis und das, was daraus bis heute geworden ist, gesehen werden muß. Spanien und Portugiesen entlarvten sich selbst, als sie einen ganzen Kontinent ausraubten und zerstörten und außerdem anderen Nationen auf konkrete Art und Weise – als normal und allgemein anerkannt – vorlebten, wie mit Lateinamerika und andern Ländern der Dritten Welt umzugehen sei, nämlich nach dem Muster: «entdecken», «kolonisieren», «erobern»..., um sie auszurauben. So taten es also alle einander gleich: in jenen Tagen Spanien und Portugiesen in Lateinamerika und später ebenfalls dort und in andern Kontinenten Länder wie Holland, Frankreich, England, Deutschland, Belgien, die Vereinigten Staaten.

Im Grund genommen hat sich in den letzten fünf Jahrhunderten in den Beziehungen zwischen den Ländern des Nordens und denen des Südens substantiell nicht viel

### THEOLOGIE

**Strukturelle Sünde:** Die «Entdeckung» Lateinamerikas vor 500 Jahren – Die Fragestellung von Ignacio Ellacuría – Wer hat wen entdeckt? – Die nicht wahrgenommene Andersheit des Anderen – Ungezähmte Sucht nach Reichtum und Macht – Ungerechte Verweigerung minimalen Lebens – Die gegenwärtige Situation nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes – Prozesse der Verelendung beschleunigen sich – Das leidende und gekreuzigte Volk – Rechtfertigung der Ausbeutung im 15. Jahrhundert – Bekämpfung der Befreiungstheologie und der Basisgemeinden heute – Der prophetische Einspruch einzelner Christen – Zwei Aspekte struktureller Sünde: Unkenntnis und Gleichgültigkeit – Verachtung als Schicksal eines ganzen Kontinents. (Schluß folgt) Jon Sobrino, San Salvador

### CHRISTOLOGIE

**Die Fruchtbarkeit feministischer Positionen:** Zu einem neuen Sammelband von D. Strahm und R. Strobel – Lehre von Christus als Erlöser als belastendes Thema – Sechsfache Ansätze einer Kritik – Zwischen Patriarchat, Antijudaismus und Totalitarismus – Ein Mann als einzigartige Selbstoffenbarung Gottes? – Sexismus in den Aussagen des kirchlichen Lehramtes – Exegetisches Defizit schwächt systematische Positionen – Die notwendige Unterscheidung zwischen einer Christologie von «oben» und von «unten» – Zum Problem religiöser Sprache.

Dorothee Sölle, Hamburg

### LITERATURGESCHICHTE

**«Eine» Geschichte der spanischen Literatur:** Zu einer Monographie von H. U. Gumbrecht – Die spanische Literatur ist eine Chimäre der Handbücher – Unter der Last der Generationenfolge der Romanistik – Problematische Verortung der Hispanistik – Die These vom Tod der Literatur – Das Dilemma im Grundansatz – Traditionelle Topik und Analyse der gesellschaftlichen Funktion der Literatur – Als Krankheitsgeschichte der Romanistik zu lesen. Georg Eickhoff, Berlin/Madrid

### MENSCHENRECHTE

**«In Mexiko wird weiterhin gefoltert»:** Eine private Organisation kämpft in Tijuana für die Menschenrechte – An der US-amerikanischen Grenze – Zustrom von Emigranten aus Süd Mexiko und Mittelamerika – Straflosigkeit der Polizei – Geständnisse werden erpreßt – Rechtsunsicherheit im Strafverfahren – Kein Schutz im Strafvollzug – Eine beschämende Folterstatistik – Todesdrohungen für jene, die sich für Menschenrechte einsetzen – Positive Auswirkungen internationaler Solidarität. Markus Frey, Tijuana

geändert, nur der Form nach. Die Länder des Nordens nutzen die des Südens bis zu deren völliger Ausplünderung aus, und sie geben sich dabei noch als ihre Wohltäter aus, als ob alle Übel nur im Süden existierten und als ob die nördlichen Länder ihre Retter wären, die nur die Behebung ihrer Übelstände im Sinn hätten. Die Realität ist aber erheblich anders, oft das genaue Gegenteil davon. Daher wollen wir gleich schon zu Beginn eine grundsätzliche Aussage machen, die man vielleicht auch an den Schluß hätte stellen können, nämlich: Auch heute will man die Realität der Dritten Welt zudecken und deckt damit das auf, was die Erste Welt ist. Damit bleibt nicht nur die Realität des größten Teils unseres Planeten eine Unbekannte, sondern die Erste Welt begibt sich auch des wirksamsten Mittels, sich selbst in ihrer tiefsten Wahrheit zu erkennen. In der Realität des Südens mit all seiner Armut, seiner Ungerechtigkeit, dem herrschenden Tod kann der Norden wie in einem umgekehrten Spiegel das sehen, was er hervorbringt. Es zeigt sich also, daß die demokratische, christliche Zivilisation des Abendlandes mit dem Humanismus und der Renaissance um 1492, mit der Aufklärung und der Moderne im Laufe dieser fünf Jahrhunderte, mit ihren «kritischen Meisterdenkern», die fast alles in Frage gestellt haben, nicht imstande gewesen ist, die Dritte Welt menschlich zu machen, auch wenn im einzelnen Gutes erreicht wurde, daß sie aber auch nicht fähig gewesen ist, Europa zu humanisieren, wie es heute die Europäer selbst zugeben müssen.

In Erinnerung zu rufen, was 1492 geschehen ist, und die Realität von 1992 zu analysieren, bedeutet also letztendlich nichts anderes als zu untersuchen, wie es um die Menschlichkeit auf unserem Planeten steht, ob die damals und wieder heute sich abzeichnende Einheit für die Einigung und das Wachstum der Menschheitsfamilie gedacht und nutzbar gemacht wird, wobei das *Anders-Sein* des anderen anerkannt und intergriert wird, oder ob sie im Gegenteil dazu geplant und benutzt wird, eine antagonistische Welt zu verwirklichen, das heißt, eine Einheit von Obenstehenden gegenüber Untenstehenden, von Herrkern gegenüber Opfern.

Im folgenden wollen wir der Ersten Welt ein prophetisches Wort über ihre eigene Wahrheit sagen, über die Zerstörung, die sie in der Dritten Welt anrichtet, und zwar weil sie es sich selbst schwerlich sagen wird, und weil sie damals wie heute eine Dritte Welt produziert, die Sünde ist. Wir wollen der Ersten Welt aber auch eine gute Nachricht bringen – das heißt ja Evangelisation – indem wir ihr die Realität der Dritten Welt als Gnade anbieten. Erlauben Sie also der Dritten Welt, zum mindesten ihren Christen und Christinnen, Propheten und Überbringer der Guten Nachricht zu sein.

### Ungerechte Verweigerung minimalen Lebens

Die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika sind von Anfang an ungerecht gewesen und sind es heute noch, weil sie gegen das Leben gerichtet sind und es unterdrücken, weil sie ideologisch-theologische Rechtfertigungen ihres Tuns suchen, und weil für sie die stillschweigende Voraussetzung gilt, daß die einen gegenüber den andern als Menschen minderwertig sind. Das alles nennen wir *strukturell Böses*, und zwar in einem genau umschriebenen Sinn. Der Zeitraum von fünf Jahrhunderten ungerechter Behandlung erleichtert solches Vorgehen und verstärkt es, so daß es heute als «normal» erscheint, wenn die Länder des Nordens auf Kosten des Sü-

dens leben. Eine «normale» Voraussetzung – um nur ein Beispiel zu nennen – die in skandalöser Weise den Krieg gegen den Irak erlaubt und erleichtert hat, weil nämlich der Norden Erdöl benötigt, um weiterhin gut leben zu können.

Unmittelbar nach der Ankunft der Spanier wurde das Leben der Ureinwohner zerstört, und dies begründete hinfert die Beziehungen zwischen den Europäern und den Bewohnern der Neuen Welt. 1511 sagte Fray Antonio Montesinos auf der Insel Hispaniola die folgenden Worte:

«Ihr alle steht in der Todsünde, darin lebt ihr und darin werdet ihr sterben für eure Grausamkeit und die Tyrannei, der ihr diese unschuldigen Menschen unterwerft. Sagt: mit welchem Recht und nach welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indios in so grausamer und schrecklicher Knechtschaft? Wer hat euch dazu ermächtigt, so verabscheuungswürdige Kriege gegen diese Menschen zu führen, die still und friedlich in ihren Ländern gelebt haben, in Ländern, die ihr in unendlicher Menge an euch gerissen habt, Tod und Verderben in nie gehörtem Ausmaß verbreitend? Wie könnt ihr sie so unterdrücken und plagen, ohne ihnen zu essen zu geben, ohne die Krankheiten zu kurieren; die von der übermäßigen Arbeitslast herrühren, dergestalt, daß sie euch wegsterben oder besser gesagt, daß ihr sie tötet, nur um täglich noch mehr Gold herauszupressen?»

Dieser Text verurteilt mit Nachdruck das, was in Zukunft zur allgemein verbreiteten und zur bestimmenden Realität für diesen Kontinent geworden ist: eine nicht endenwollende Ausnutzung und Zerstörung durch die Spanier und die Portugiesen. Bereits etwa 70 Jahre nach ihrer Ankunft zeichnete sich als Grundtatsache ein totaler Zusammenbruch ab: die Auslöschung der Urbevölkerung stand unmittelbar bevor. Sicherlich trugen verschiedene Gründe dazu bei: Kriege, grausame Behandlung, eingeschleppte Krankheiten, gegen die die Ureinwohner nicht immun waren, härteste Arbeitsbedingungen, Selbstmorde aus Verzweiflung, unmenschliche Migrationsbewegungen... Es wäre ungerecht, wollte man die ganze Katastrophe einer Absicht der Spanier unterschieben, diese Völker auszulöschen. Aber die ganze Härte dieser Tatsache darf weder negiert noch abgeschwächt werden: Nach der Ankunft der Spanier verminderte sich die eingeborene Bevölkerung auf 15% und zudem wurden viele Kulturen, Traditionen und Religionen zerstört. Und das war nun kein Zufall.

Auch wenn die Zerstörung nicht direkt geplant war, so wurde sie doch in Kauf genommen. Der Hauptzweck des Unternehmens der Entdeckung war der unersättliche Hunger nach Reichtum und Macht, und zwar *um jeden Preis*, auch wenn damals – wie heute – die herrschende Ideologie andere Beweggründe nannte, nämlich die Indios zu christianisieren, und auch, wenn viele Missionare hervorragende Zeugen der Evangelisierung waren. Rasch begann man Theorien über Realität und Identität der Indios aufzustellen – ob sie eine Seele hätten oder nicht. Was aber das wirkliche Vorgehen anbelangte, wurden sie instrumentalisiert: Sie mußten den Reichtum für die Spanier herschaffen. Und als sich später dieses Instrument erschöpft hatte, versklavte man Schwarzafrikaner als neue Instrumente, so wie man heute moderne Energiequellen braucht.

### Verarmung der Dritten Welt

Und wo stehen wir heute? Die Art der Eroberung und deren ideologische Rechtfertigung bezogen auf die Indios haben sich zweifellos geändert, aber die grundlegenden Tatsachen bleiben als brutale Wirklichkeit. Die Perspektiven für den lateinamerikanischen Kontinent, der seiner Substanz nach zum Abendland gehört, sind tragisch. Zum Beweis genügen ein paar Daten und die Interpretation einiger Wirtschaftswissenschaftler. Vergessen wir aber dabei nicht, daß wir davon sprechen, wie Menschen leben und sterben, und unter christlichem Aspekt, in welchem Zustand die Schöpfung, d.h. die Söhne und Töchter Gottes, geraten sind. Am Ende dieses Jahrhunderts wird ein Drittel der Lateinamerikaner, nämlich 170 Mil-

\*Erster Teil eines Vortrags unter dem Titel «Ehrlich sein mit der Wirklichkeit» in Innsbruck am 12. März 1992 und als *Paul VI Memorial Lecture* in der Salford Cathedral in Manchester am 21. März 1992 vorgetragen (vgl. Tablet vom 29. März 1992, S. 419 ff.). Aus der spanischen Vorlage übersetzt von Ruth von Brunn. (Red.)

<sup>1</sup> I. Ellacuría, Quinto centenario de América Latina. Descubrimiento o encubrimiento? in: Revista Latinoamericana de Teología 7 (1990) S. 271-282, 272f.; deutsch in: P. Rottländer, u.a., Die Eroberung Amerikas und wir in Europa. (Misereor – Berichte und Dokumente, 5). Aachen 1992, S. 132-147, 134.

lionen, in einer alltäglich gewordenen, menschenunwürdigen Armut, und ein weiteres Drittel, gleichfalls 170 Millionen, in lebensbedrohender Armut leben. Wenn es so weitergeht, leben also 80% der lateinamerikanischen Bevölkerung ebenso arm wie die Afrikaner südlich der Sahara oder wie die Menschen in Bangladesch... Wenn wir den Blick auf die ganze Dritte Welt richten, zeichnet sich ein noch düstereres und wüdeloseres Bild unseres von Menschen bewohnten Planeten ab. Allein unter dem Gesichtspunkt der Überlebensmöglichkeit ist die Zahl der Armen grauenerregend. Neuere Studien bestätigen, daß, verglichen mit dem durchschnittlichen Lebensstandard von Westeuropa 1 Milliarde 116 Millionen Menschen bettelarm sind, weitere 2 Milliarden Menschen sind arm, und nur bei etwas mehr als dem vierten Teil der Menschheit kann man von einem anständigen bis guten Lebensstandard sprechen.<sup>2</sup>

Aus der Sicht der Geschwisterlichkeit, das heißt der allgemeinen Teilhabe an den Gütern dieser Erde, ist der Unterschied unter den Menschen noch einmal abgrundtiefer. Das mittlere Pro-Kopf-Einkommen in den industrialisierten Ländern ist «fünzigmal höher als das der 1116 Millionen bettelarmer Menschen der Dritten Welt».<sup>3</sup> Das heißt, auch wenn die Charta der Vereinten Nationen allen Menschen gleiche Rechte zubilligt, ist es doch für das Überleben von größerer Wichtigkeit, daß man in London geboren ist als in Bangladesch, in Boston als Chalatenango (in El Salvador). Ein Leben in den Ländern des Überflusses wiegt so viel wie fünfzig Leben der Armen.

Der Grund für diese Ungeheuerlichkeit ist der gleiche wie vor Jahrhunderten: Die armen Länder sind nur interessant in bezug auf das, was sie anzubieten haben oder – wenn es keinen anderen Weg gibt – wie man sie ausbeuten kann, ihre Rohstoffe, ihre billigen Arbeitskräfte. Heutzutage jedoch gilt das mit einigen Varianten, welche die Situation im Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit noch verschärfen.

► «Die Kapitalakkumulation hängt immer weniger von der Menge der natürlichen Ressourcen und der Arbeit»,<sup>4</sup> und immer mehr von den technologischen Kenntnissen ab. Das hat zur Folge, daß die Dritte Welt zwar weiterhin wegen ihrer Rohstoffe, wenn auch in geringerem Ausmaß, nicht aber wegen ihrer Bewohner wichtig ist. «Was man nicht mehr braucht, das sind die Bewohner der Dritten Welt.»<sup>5</sup> Diese Überschubbevölkerung interessiert ganz einfach nicht mehr.

► Im geopolitischen Bereich «braucht man weiterhin die Dritte Welt, ihre Meere, ihre Luft, ihre Natur, allerdings eher als Abfalldeponie für die giftigen Abfälle».<sup>6</sup> Ein vertrauliches Dokument des Exekutivrates der Weltbank enthält den Vorschlag, die toxischen Industrien in die Dritte Welt zu verlegen.<sup>7</sup>

► Der immer geringer werdende Einfluß der Mehrheit der Bevölkerung der Dritten Welt bei Entscheidungen auf internationaler Ebene. Die Dritte Welt behält ihre relative Wichtigkeit, aber «was niemand benötigt, ist die Bevölkerung der Dritten Welt... Das heißt, diese überzählige Bevölkerung ent-

behrt jeglicher Macht.»<sup>8</sup> Und der Zusammenbruch des sozialistischen Blocks läßt die Dritte Welt noch ungeschützter in den Klauen des Kapitalismus zurück.<sup>9</sup>

Der Schluß aus dem eben mit den Worten des Ökonomen Gesagten ist schreckenerregend: «Die Dritte Welt steht total allein da... Die zentralen kapitalistischen Länder haben jedes Interesse an einer Politik der Entwicklung für die Dritte Welt verloren, ja sie sind dazu übergegangen, sie nach Möglichkeit zu blockieren.»<sup>10</sup> «Bereits beginnt das einundzwanzigste Jahrhundert: der Norden gegen den Süden... Bisher hat es in der Geschichte keine so extreme Zweiteilung der Welt gegeben, nicht einmal in der Kolonialepoche.»<sup>11</sup> Die allgemeine Aktivität der Wirtschaft, das heißt «Handel und internationale Investitionen, die heute so aufgezogen werden, daß sie in egoistischer und disproportionaler Weise die Industrieländer bevorzugen, strebt zwar angeblich danach, mehr Gleichheit und Rationalität zu erreichen. Aber noch fehlen unglücklicherweise Erziehung und Motivation dazu, daß die Regierungen der reichen Länder den Interessen anderer Länder größere Priorität einräumen, die weder für sie stimmen, noch sie abwählen können.»<sup>12</sup>

### Das leidende und gekreuzigte Volk

Alles was bisher gesagt wurde, braucht nicht weiter kommentiert zu werden. Aber es muß betont werden: Für die Menschheit als Ganzes ist die wichtigste Tatsache und das Problem, das am dringendsten der Lösung bedarf, auch wenn alles wichtig ist, nicht die europäische Einigung, nicht, was nach dem Zusammenbruch des Sozialismus geschehen soll, noch die Fünfhundertjahrfeier, die objektiv gesehen<sup>13</sup> eine Ungeheuerlichkeit ist gegenüber der von mir beschriebenen Armut, sondern die wichtigste Tatsache für 1992 ist die *Verarmung der*

<sup>2</sup> F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 6.

<sup>3</sup> So die Worte von Monseñor Rivera, scheinbar treuherzig, jedoch voll tiefer Wahrheit. «Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus ist die Kirche, erleuchtet durch unsere Soziallehre, die einzige Instanz, die für Gerechtigkeit und das integrale Gute der Ärmsten der Armen kämpft.» Aus einem Brief von Monseñor Rivera, Erzbischof von San Salvador, in: Carta a las Iglesias Nr. 236 (1991) S. 8.

<sup>4</sup> F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 6.

<sup>5</sup> X. Gorostiaga, (vgl. Anm. 4), S. 34 und 36.

<sup>6</sup> L. de Sebastián, (vgl. Anm. 2), S. 729.

<sup>7</sup> Die Investitionen in die Weltausstellung von Sevilla könnten eine Summe erreichen, die zwanzigmal größer ist als das Jahresbudget von El Salvador. In der Olympiade von Barcelona werden Rekorde der Zeit und der Distanz geschlagen, während die Dritte Welt Rekorde des Hungers schlägt.

<sup>2</sup> L. de Sebastián, La situación del mundo: datos e interpretaciones, in: ECA 46 (1991) S. 723-729, 725.

<sup>3</sup> L. de Sebastián, (vgl. Anm. 2), S. 725.

<sup>4</sup> X. Gorostiaga, Ya comenzó el siglo XXI: el Norte contra el Sur, in: Envío Nr. 116 (1991) S. 34-49, 35.

<sup>5</sup> F. J. Hinkelammert, La crisis del socialismo y el tercer mundo. San José/Costa Rica 1991, S. 8.

<sup>6</sup> F. J. Hinkelammert, (vgl. Anm. 5), S. 9.

<sup>7</sup> Diese Information stammt aus einem Telegramm der IPS vom 5. 2. 1992. Danach hat der Wirtschaftswissenschaftler in der Weltbank, Lawrence Summer, den Vorschlag gemacht. «Die Logik der Wirtschaft, toxische Abfälle in ein Land mit niedrigem Einkommen zu deponieren, steht nicht zur Diskussion.» Um das zu demonstrieren, gab er an, daß sich die Forderung nach einer sauberen Umgebung auf die Länder konzentrierte, deren Lebenserwartung recht hoch ist, was er mit folgendem Beispiel erläuterte: «Die Sorge, ob die Kontamination (mit giftigen Stoffen) das Risiko eines Prostatakrebes vergrößern könnte, ist in den Ländern größer, wo die Bevölkerung lange genug lebt, überhaupt davon betroffen zu werden. (...) [Diese Sorge] ist natürlich dort weniger spürbar, wo die Sterblichkeit der unter fünf Jahre alten Kinder bis zu 200 auf 1000 geht.»

## Theologische Fakultät Luzern

An der staatlichen katholisch-theologischen Fakultät Luzern ist die Stelle eines Ordentlichen Professors bzw. einer Ordentlichen Professorin für

## Praktische Theologie

(Schwerpunkte: Gemeindepastoral – Homiletik – kategoriale Pastoral)

auf das Sommersemester 1993 neu zu besetzen.

Die theologische Promotion und Habilitation in Praktischer Theologie oder eine gleichwertige Qualifikation werden vorausgesetzt.

Bewerbungen mit Lebenslauf, akademischen Zeugnissen und den wichtigsten Publikationen sind bis spätestens **31. August 1992** einzureichen an das Rektorat der Theologischen Fakultät Luzern, z. Hd. der Berufungskommission, Pfistergasse 20, Postfach 7967, CH-6000 Luzern 7.

**Dritten Welt.** Sie ist das Produkt eines ungerechten Systems, das kein Zeichen der Reue zeigt: welcher Regierung, welcher Bank oder welchem multinationalen Unternehmen fielen es schon ein, die Armen der Dritten Welt um Vergebung zu bitten? Oder die Absicht einer Entschädigung oder der Schuldanerkennung für die geschuldete Rückerstattung? Und das geschieht objektiv aus Ignoranz und Gleichgültigkeit – vielleicht aus Verachtung – von Seiten der Minderheit der Völker des Nordens gegenüber den Mehrheiten des Südens. Im Norden wachsen die Lebensmöglichkeiten, während im Süden die Unmöglichkeit zu überleben zunimmt.

Im Spanischen gibt es eine Redewendung, die schwer in andere Sprachen zu übertragen ist. I. Ellacuría hat sie im vorhin zitierten Artikel gebraucht; sie drückt treffend aus, was wir sagen möchten. «Los conquistadores de América Latina la han dejado como a un Cristo» (etwa: die Eroberer haben Lateinamerika zu einem Christus gemacht)<sup>14</sup>. In dieser christlichen Sprache drückt sich, wo die Sprache der Statistik nicht ausreicht, die ganze Tragödie der Dritten Welt aus.

Wieder mit den Worten I. Ellacurias ist der lateinamerikanische Kontinent in unauslotbarer Größe das gekreuzigte Volk. Und in der christlichen Sprache eines Bartolomé de las Casas wurde damals diese Realität so beschrieben: ich lasse in (West) Indien Jesus Christus, unseren Gott, gepeinigt, gequält, geohrfeigt, gekreuzigt zurück, nicht einmal, sondern tausendmal, was alles die Schuld der Spanier ist, die diese Menschen quälen und vernichten ...»<sup>15</sup>

### Rechtfertigung der Ausbeutung

Im 16. Jahrhundert entstand angesichts der Verbrechen der Eroberer eine Protest- und eine Schutzbewegung für die In-

<sup>14</sup> I. Ellacuría, (vgl. Anm. 1), S. 278; deutsch: S. 142.

<sup>15</sup> B. de Las Casas, Obras escogidas. Madrid 1957–1958, Bd. II, S. 511b.

dios, gleichzeitig aber auch eine Bewegung der Rechtfertigung ihrer Unterwerfung. Und diese bekam mit der Zeit die Oberhand; die Eroberer erhielten das Recht auf diese Länder und deren Ausbeutung; auch wenn die unseligen Folgen, die die Wahrung dieses sogenannten Rechts nach sich zogen, nicht völlig verborgen blieben, argumentierte man doch damit, daß dieses Recht unbestreitbar bestand. So rechtfertigte man das nicht zu Rechtfertigende auf viele und verschiedene Weise. Wir wollen uns das einmal ansehen:

Was die Kirche anbelangte, zog man die Bulle von Papst Alexander VI. heran, die er kurz nach 1492 promulgiert hatte, und worin die Herrschaftsgebiete der Spanier und Portugiesen gegeneinander abgegrenzt wurden. *Theologisch* behauptete man, Gott habe den Spaniern dieses Land zu eigen gegeben, weil er es so in seiner Vorsehung gewollt habe, sowie zum Entgelt für ihren Kampf gegen die Ungläubigen während der Reconquista. Was die *politische Philosophie* anbelangte, so behauptete man, diese Länder hätten keine legitimen Herren gehabt; folglich könnten die Europäer sie zu Recht erobern. *Anthropologisch* stellte man die Behauptung von der menschlichen Inferiorität der Indios auf, ja, man ging so weit, ihnen eine Seele und Menschlichkeit abzuspochen. Und *ethisch* zog man die bösen und perversen Bräuche der Indios zur Rechtfertigung heran, Bräuche, die nicht nur gestatteten, vielmehr verlangten, daß man sie abschaffe, damit die Indios davon frei würden.

Wir können jetzt nicht alle diese Argumente im einzelnen analysieren. Hingegen ist es wichtig, die Schlüsse zu erwähnen, die man daraus für das Handeln gezogen hat: ein ganzer Berg von Argumenten lag bereit, von verschiedenen Gesichtspunkten her das zu verteidigen, was man bereits in Besitz genommen hatte. Ein klarer Fall des Mißbrauchs der Intelligenz in der Verfolgung eines zum vornherein verfälschten Interesses. Das schlimmste ist, daß man aus Prinzip so argumentierte, ohne daß eine Analyse oder eine Beurteilung der wirkliche Taten dieser «legitimen» Herren die Theorie ins Wanken gebracht hätte. Das heißt, Voraussetzung für jede Art des Argumentierens war die bereits getroffene Entscheidung, daß die Europäer in diesen Ländern bleiben und sich bereichern wollten.

In Einzelfällen erreichten diese Rechtfertigungen unvorstellbare Extrempositionen, wie diejenige im *Parecer de Yucay*,<sup>16</sup> 1571 von García de Toledo in Peru geschrieben, um die Meinungen Las Casas' zu widerlegen. Sehen wir uns einmal die zugrundeliegende irgeleitete Theologie an:

«Ich sage über diese Indios, daß eines der Mittel, deren sich die Vorsehung und das Heil bedienten, diese Minen, Schätze und Reichtümer waren; denn wir sehen deutlich, dort, wo es sie hat, eilt schnell das Evangelium hin im Wetteifer, und dort, wo es diese nicht gibt, sondern bloß Arme, ist das Grund ihrer Verwerfung und das Evangelium kommt nicht zu ihnen. Wie man der offenkundigen Erfahrung entnehmen kann, daß in den Gebieten, wo diese Gabe von Gold und Silber fehlt, auch keine Soldaten und Hauptleute hingehen wollen, auch keine Diener am Evangelium. Demnach: gut sind die Minen für diese Barbaren, denn Gott gab sie ihnen, damit zu ihnen Glaube und Christentum kommen und sie darin bleiben können zu ihrer Erlösung.»<sup>17</sup>

Und um das zu rechtfertigen, erzählt García de Toledo die Parabel von den zwei Schwestern, einer hübschen und einer häßlichen. Die erstere braucht keine Mitgift, um eine Ehe eingehen zu können, denn ihre Schönheit genügt. Die zweite hingegen braucht sie. So geht Gott in der Evangelisation der Völker vor. Einige – García de Toledo erwähnt Europa und Asien – sind wohldotiert, «große Schönheit, viele Wissenschaften, viel Verstand», und dahin gehen die Evangelisato-

<sup>16</sup> Aus: J. Chinèse, Historia y Cultura. Lima 1970, S.97–152.

<sup>17</sup> J. Chinèse, (vgl. Anm. 16), S. 142.

# MISEREOR

## Erinnerung und Perspektive

### 500 Jahre Lateinamerika



Die Fülle der Aspekte braucht Orientierung. Der vorliegende Band bietet sie in kompetenter und eindringlicher Form an. Eine unentbehrliche Informations- und Argumentationshilfe für alle, die sich ein eigenes Urteil zur Bedeutung der 500 Jahre für Lateinamerika, Europa und die Kirche bilden wollen. 148 Seiten.

**--- COUPON ---**

Ich bestelle gegen Rechnung:

Die Eroberung Amerikas und wir in Europa  
Best.-Nr. 5 305 92, DM 5,-

Verzeichnis aller Misereor-Veröffentlichungen  
Best.-Nr. 7 410 92, kostenlos

Name, Vorname \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ, Ort \_\_\_\_\_ 4792

Misereor, Mozartstr. 9, 5100 Aachen

ren. Andere jedoch – der Fall Lateinamerikas – sind häßlich, bäurisch, dumm, ungeschickt, triefäugig; sie brauchen etwas Attraktives, damit das Evangelium auch ihnen zuteil wird: das Gold der Minen. Ein bemerkenswerter Fall von Eurozentrismus, und überdies der genaue Gegensatz zur Option für die Armen.

Heute gibt es theoretische Fortschritte im Internationalen Recht über die Beziehung der Völker untereinander, und einige Konflikte können so gelöst werden. Tatsache ist aber, daß die Ausbeutung der Dritten Welt durch die Erste weitergeht, und am schlimmsten ist: sie braucht dafür nicht einmal mehr eine Rechtfertigung. Zweifellos hat man mit einigen Begründungen im Krieg gegen Irak Spiegelfechtereie getrieben, aber die ganze Welt wußte, daß es Pro-forma-Rechtfertigungen waren, weil ja die Entscheidung schon getroffen worden war.

### Wer verfolgt heute die Armen?

Was die theologischen Rechtfertigungen für die Ausbeutung der Dritten Welt angeht, ist es verständlich, daß damit in einer säkularisierten Welt nicht einmal mehr zu argumentieren versucht wird. Überdies nehmen die Kirchen heute generell – wenigstens dem Anschein nach – eine offizielle Haltung der Verteidigung der Dritten Welt und der Verurteilung der Ausplünderung durch die Erste ein. Ausdrücklich sagen wir «dem Anschein nach»; denn es ist keineswegs hinreichend klar, daß die Kirchen der Ersten Welt die Dritte Welt aus letzter Überzeugung verteidigen. Und selbstverständlich tun das weder die Regierungen, die (jeweiligen) Streitkräfte, noch die multinationalen Unternehmen... Und obgleich diese nicht ausgesprochen theologische Rechtfertigungen suchen, ist es offenkundig, daß sie sich der Unterstützung von Sekten und von solchen christlichen Bewegungen, die den Menschen sich entfremden, vergewissern. Ganz besonders zornig reagieren sie auf Theologien, die die Armen dieser Welt verteidigen. Wir müssen nur an die Reaktion der Ersten Welt – Regierungen, Oligarchien, Streitkräfte, aber auch von Kirchen und Theologien – gegenüber der Befreiungstheologie erinnern.

Aus theoretischer Sicht kann man Verdienste und Versagen der Befreiungstheologie diskutieren, aber es besteht kein Zweifel, daß diese Theologie – und nur sie – den Finger in die Wunde der Realität der Dritten Welt gelegt hat und ausdrücklich zur Verteidigung der Armen aufgebrochen ist. Nun, diese Theologie wurde verfolgt im Rapport von Vizepräsident Rockefeller, in den Dokumenten der Berater von Präsident Reagan; sie wurde vom CIA attackiert, von den lateinamerikanischen Streitkräften. Auch der Vatikan, der lateinamerikanische Bischofsrat CELAM und viele Bischöfe haben sie durch ihr Verhalten angegriffen. Zugleich mit den Attacken gegen die Theologie gab es auch die Angriffe auf die Basisgemeinden, gegen Medellín und Puebla, gegen eine ganze Generation von Bischöfen: Helder Câmara, L. Proaño, E. Angelelli, O. Romero, P. Casaldáliga.

Natürlich hat man die Argumente des Parecer de Yucay zur Rechtfertigung der Ausbeutung nicht wiederholt, aber eine spürbare Ähnlichkeit ist nicht zu leugnen in der frontalen Attacke gegen diejenigen, die die Indios, die Armen verteidigen. Von der Befreiungstheologie (manchmal auch von den Basisgemeinden, von Medellín und von Bischöfen wie Monseñor Romero) sagt man heute genau dasselbe, was damals Bartolomé de las Casas vorgeworfen wurde, daß sie die Wurzel allen Übels seien.<sup>18</sup>

### Das Menschliche verleugnet und mißachtet

Die oben zitierten Worte von Antonio Montesinos gehen so weiter: «Sind diese etwa keine Menschen? Haben sie keine

<sup>18</sup> «Die Ursache dieses Betrugs (...) war ein Dominikanermönch, der Fray Bartolomé de Las Casas hieß. (...) Zwar war er ein sehr guter Ordensmann, aber der Sache der Indios leidenschaftlich zugetan, was in der Hauptsache ein großer Betrug ist.» (vgl. Anm. 16), S. 106.

vernunftbegabte Seele? Seid ihr nicht dazu angehalten, sie zu lieben wie euch selbst? Versteht ihr das nicht, spürt ihr es nicht? Könnt ihr in einem solchen Tiefschlaf verharren, so lethargisch schlafen?»

Hier klagt er nicht die Ausplünderung an, es wird auch keine konkrete Rechtfertigung der Ausbeutung versucht wie in den vorherigen Texten, vielmehr wird die tiefste und am hartnäckigsten verwurzelte Voraussetzung für die schamlose Ausbeutung genannt: man zieht das menschliche Wesen der Indios in Zweifel, verleugnet es gar. Und genau das kann heute auf spitzfindigere Weise geschehen.

► Um damit zu beginnen: in Europa besteht eine bemerkenswerte *Unkenntnis* über die Realität der Dritten Welt. Der durchschnittliche Europäer scheint nicht zu wissen, wie viele Menschen im Süden leben, wie viele Jahr für Jahr Hungers sterben, wie viele Blinde in Indien leben, weil ihnen Vitamin A fehlt. Man hat ein paar Nachrichten, aber die Realität der Dritten Welt kennt man nicht. Wenn infolge einer – sagen wir einmal – Naturkatastrophe der lateinamerikanischen Kontinent verschwände (oder der afrikanische oder asiatische), wir wüßten nicht, ob er und wem er von den durchschnittlichen Europäern fehlte.

Schlimmer noch als die Unkenntnis ist die *Gleichgültigkeit*. In Europa besteht zweifellos die Möglichkeit, die Dritte Welt kennenzulernen; denn es gibt Tausende von Schulen, Hunderte von Universitäten, Diözesen, Tausende von Pfarreien, Hunderte von Verlagen, von Zeitschriften, Zeitungen, Radio- und Fernsehsehdern. Trotzdem, «das Interesse, das die Kenntnis fördert» führt nicht dazu, die Realität der Dritten Welt kennenzulernen. Das geschieht sehr wahrscheinlich, bewußt oder unbewußt, damit man sich dem, was man geschaffen hat, nicht stellen muß.

Im Norden des Planeten lebt man in einer Gleichgültigkeit, einem «alltäglichen Postmodernismus», der in den Worten von J. B. Metz «die sogenannte Dritte Welt in antlitzlose Ferne rückt». «Es gibt gegenwärtig so etwas wie eine geistige Strategie der Immunisierung Europas... einen Kult der neuen Unschuld, einen Versuch, sich den globalen Herausforderungen denkerisch zu entziehen... eine neue Variante des taktischen Provinzialismus.»<sup>19</sup> In jedem Fall ist der durchschnittliche Europäer nicht gewillt, sich nach seiner eigenen Verantwortung für die Situation der Dritten Welt zu fragen. Er mag sich der Frage nicht aussetzen: «Was hast du mit deinem Bruder gemacht?» Und zusammen mit Unkenntnis und Gleichgültigkeit existiert der Eurozentrismus, das Überlegenheitsgefühl – ja sogar die Verachtung – nicht explizit als subjektiv empfundene Realität, vielmehr *a priori* stets gegenwärtig: die Realität der Völker der Dritten Welt mißt man zum vorneherein daran, ob sie der Ersten Welt nahe steht oder nicht. Das Reale, zum mindesten sein *analogatum princeps*, ist Europa; und die «Anderen» sind wirkliche Menschen in dem Maß, wie sie daran teilhaben.

Selbst wenn man davon spricht, was vor 500 Jahren geschah, ist real, wie die Europäer sich verhielten, was Europa betraf. Was damals den «Anderen» widerfuhr, kommt in zweiter Linie. Die Opfer – viele Millionen Menschen in der Dritten Welt – treten zurück im Vergleich mit dem fundamentalen Problem für die Europäer: ob in den eroberten Ländern die Spanier, die Engländer oder die Holländer oder andere sich besser oder schlechter verhalten haben.

Übrigens, ein lateinamerikanischer Autor denkt, daß alle Eroberer praktisch gleich vorgegangen sind. Der einzige Unterschied bestünde darin, daß aus Spanien Propheten hervorgegangen sind, was dem Eroberungsprozeß einige Gewissensbisse eingebracht hat im Gegensatz zu den andern Ländern.<sup>20</sup> Aber auch diese Tatsache darf nicht dazu führen, ein «felix culpa» anzustimmen, so als ob das Unglück der Indios zwar

<sup>19</sup> J. B. Metz, Lateinamerika mit den Augen eines europäischen Theologen gesehen, in: Concilium 26 (1990) S. 519–523, hier 519 ff.

<sup>20</sup> «Wenn es etwas gibt, was im Vergleich zu Holland, Frankreich, England, Deutschland, Belgien und den Vereinigten Staaten (um einige illustre

etwas Böses, die Konsequenz daraus, daß es einen Las Casas oder einen Francisco de Vitoria gegeben hat, dagegegen etwas Gutes gewesen wäre. Daß man für sie dankbar sein muß, liegt auf der Hand, wenn es aber dazu führte, sich der Taten der Spanier zu rühmen und vom unsagbaren Unglück der Indios abzusehen, wäre das nur wieder ein, wenn auch spitzfindiges Muster an Eurozentrismus.

► Stehen die Dinge heute besser? Eduardo Galeano hat einige Seiten zum Thema «Die Verachtung als Schicksal» geschrieben.<sup>21</sup> Seine Grundthese geht dahin, Lateinamerika sei so, als ob es gar nicht existierte. Es sei normal, es schlicht oder aus Prinzip nicht zur Kenntnis zu nehmen. Es weise nicht die gleiche Art von Realität auf wie Europa, das gewiß etwas Reales im Guten wie im Bösen ist, ja das analogatum princeps des Wirklichen. Von daher ermesse man, ob andere Menschen an der Wirklichkeit des Humanen teilhaben und in welchem Ausmaß.

Das steht auf dem Spiel im symbolträchtigen Datum von 1992 wie es für 1492 galt: Ob der Norden des Planeten die Realität

des Südens anerkennt und am Aufbau der Menschheitsfamilie interessiert ist, oder ob das einzige Interesse dem eigenen Wohlergehen gilt, so daß folgerichtig der Süden zur Irrealität wird und die Menschheitsfamilie keiner Aufmerksamkeit mehr wert ist, mag man dies theoretisch formulieren oder wirkungsvoller im Alltag leben, daß nämlich die Wenigen im Norden es sich gut gehen lassen auf Kosten eines armseligen Lebens der Vielen im Süden. (*Schluß folgt*)

Jon Sobrino, San Salvador

Nationen des Okzidents zu nennen) die spanische Eroberung von ihnen abhebt, dann ist es nicht das Ausmaß der Verbrechen (in dieser Beziehung hat keine Nation vor den andern einen Vorzug), sondern das Ausmaß der Skrupel. Die Eroberungen dieser anderen Länder weisen ebenso viele Mordtaten und Zerstörungen auf, aber sie hatten keinen Mann wie Las Casas oder interne Polemiken, wie unter den Dominikanern zum Thema Legitimität der Eroberung, die das ganze spanische Imperium erschütterten.» R. Fernández Retamar im Vorwort zur französischen Ausgabe von Las Casas. Zitiert nach J. I. González Faus, Carta a Juan Carlos sobre 1992, in: Carta a las Iglesias Nr. 253 (1992).

<sup>21</sup> E. Galeano, El desprecio como destino, in: Carta a las Iglesias Nr. 252 (1992) S. 1–12.

## Zwischen Patriarchat, Antijudaismus und Totalitarismus

Anmerkungen zu einer Christologie in feministisch-theologischer Sicht\*

Am Thema der Christologie verschlingen sich heute die verschiedensten kirchen- und theologiekritischen Tendenzen: Die Notwendigkeit einer Revision ist für viele Glaubende evident, aber nirgends so zwingend wie innerhalb der Theologie der Frauen. Doris Strahm und Regula Strobel legen einen Sammelband zur Christologie in feministisch-theologischer Sicht vor, den ich als «work-in-progress», als *Werkstattbericht* verstehe. Zwischenbericht *nach* dem Auszug aus der patriarchalen Kathedrale mit ihren Zwangsjacken des theologischen Denkens – und noch *vor* dem Aufbau eines bewohnbaren Hauses Gottes mit vielen Wohnungen.

Dieser mein zukunftsbezogener Grundeindruck ist natürlich von meiner (befreiungstheologischen) Perspektive bestimmt: Andere Frauen sehen mit Entsetzen zurück auf die zerfallende Kathedrale und haben in der unwiderruflich postchristlichen Welt keine Vision von einem anderen Haus der Gottheit. Das Buch stellt eine vielfältige, sensible und intelligente Identifizierung der Probleme mit der Christologie dar; vom «Verlangen nach Heilwerden», das der Obertitel verspricht, habe ich eigentlich wenig gespürt. Sind die Autorinnen zu cool – oder zu wissenschaftsfließig – für den Schmerz, der darin vorausgesetzt ist?

Innegehalten und reflektiert wird hier in 13 Essays von Theologinnen, zumeist katholischer Herkunft, an einem für die Tradition zentralen und für bewußte Frauen belasteten Thema, eben der Lehre von Christus als dem Erlöser. Die Bearbeitung dieses Themas ist für den deutschsprachigen Raum neu; schon seine Wahl ist ein Schritt hinaus über die allzu häufig und reichlich flach diskutierte Frage nach dem Gottesbild und dem androzentrischen Verständnis des Christentums.

Was ist denn so unerträglich an der kirchlichen Lehre über den armen Mann aus Nazareth? Ich versuche, die verschiedenen Ansätze der Kritik, die sich in diesem Buch vielfältig und produktiv überschneiden, zu benennen und sie in sechs Punkten zu systematisieren:

– Die Aufklärung kritisiert die Verabsolutierung der zufälligen Geschichtswahrheit des Nazareners zu einer notwendigen Vernunftwahrheit des Christus.

– Die Patriarchatskritik kritisiert den symbolischen Triumph des Männlichen (Christus) über das Weibliche (Eva) in der Gestalt des Erlösers.

– Das Judentum kritisiert den inhärenten Antijudaismus jeder Beerbung und Besetzung der jüdischen Messias Hoffnung durch die Christologie.

– Die psychologische und tiefenpsychologische Deutung der Passion Jesu kritisiert den Sadismus Gottes und den Masochismus der Leidensnachfolge, vor allem von Frauen. Das Kreuz wird zum Ausdruck der Nekrophilie.

– Das demokratisch-antiautoritäre Bewußtsein kritisiert das «Heldenkonzept» im elitär-exklusiv ausgelegten Christus.

– Das postmoderne Bewußtsein kritisiert die totalitären Tendenzen jedes Fundamentalismus, der dem «radikalen Pluralismus» widerspricht.

Entstehende feministische Theologie hat an diesen verschiedenen kritischen Ansätzen Anteil, bündelt und integriert sie auf der Suche nach einer Figur der Erlösung, die *nicht* übergeschichtlich, ewig-männlich, antijudaistisch, nekrophil, heldisch und letztlich fundamentalistisch ist. Ist das möglich – kann die Christenheit diese radikalen Anfragen aufnehmen, in produktiver Selbstkritik die eigene Geschichte aufarbeiten und eine andere Christologie ohne Arroganz und Eurozentrismus, ohne Sexismus und Patriarchat, ohne Rassismus und Antisemitismus, ohne Sadomasochismus und Todessucht, ohne Heldenverehrung und Dogmatismus glaubwürdig machen und verbindlich lehren?

Das hier vorliegende Buch stellt diese Fragen, indem es sich ihnen stellt. Von einer Beantwortung, einem feministischen Entwurf, einer Re-Vision Christi sind wir noch weit entfernt; viele halten dieses Unternehmen für unmöglich. Manchmal frage ich mich, ob es einen Generationsbruch gibt zwischen den älteren christlichen Feministinnen, von denen Moltmann-Wendel und Schüssler Fiorenza hier zu Wort kommen, und den postchristlichen jüngeren Frauen, von denen einige nah an der Grenze leben, die christlichen Glauben trennt von einem post-christlichen Bewußtsein, das ohne traditionsgebundenen Glauben auskommen will.

### Ein Mann als einzigartige Selbstoffenbarung Gottes

Die Rolle und Funktion Christi – traditionell gesprochen seine Person und seine Ämter – ist nicht nur aus feministischer Perspektive problematisch; es ist aus jeder neuzeitlich-aufge-

\* Doris Strahm, Regula Strobel, Hrsg., Vom Verlangen nach Heilwerden. Christologie in feministisch-theologischer Sicht. Edition Exodus, Freiburg-Luzern 1991, 240 Seiten, Fr. 29.80.

klären Sicht schwierig zu akzeptieren, «daß eine konkrete historische Person, die vor zweitausend Jahren kurze Zeit öffentlich aufgetreten ist, ein für allemal das ›Heil‹ vermittelt hat und als exklusive Inkarnation Gottes zu verstehen ist.» (S. 11) Feminismus führt das religionskritische Projekt der Aufklärung weiter! Anstoß erregen die dogmatischen Setzungen von der «Endgültigkeit, Exklusivität und Universalität des Heils in und durch diesen einen Menschen Jesus von Nazaret» allemal, schon wegen ihrer katastrophalen historischen Folgen für alle, die sich diesen Vorstellungen, daß diese partikuläre Person männlichen Geschlechts exklusiv und universal heilsrelevant sein soll, nicht unterordnen wollten. Diese Schwierigkeit, die Juden und Indianer, Schwarze und Islamanhänger erfahren haben, verdoppelt sich für Frauen innerhalb und außerhalb des christlichen Kulturkreises. Ein (nur einer!) Mann (nicht mehr als das!) soll die einzigartige Selbstoffenbarung Gottes und der universale Erlöser der ganzen Welt sein – was kann das bedeuten für die, die ihm, jedenfalls nach der Auffassung der Päpste, «nicht ähnlich» sind? Der Vatikan hat 1976 bekanntlich die Zulassung von Frauen zum Priesteramt erneut abgelehnt mit dem Hinweis, daß zwischen Christus und dem Priester, zwischen Urbild und Vertreter, zwischen Sein und Symbol, eine «physische Ähnlichkeit» bestehen müsse (s. S. 39). Frauen besitzen diese «Ähnlichkeit» nicht: Nach der krausen Bio-Ontologie aus Rom muß sie wohl in den Geschlechtsorganen begründet sein.

Damit bin ich allerdings schon bei einer ersten Anfrage an einige post-christliche Feministinnen. Sie scheinen mir unter derselben Krankheit wie der Papst zu leiden; sie machen das Mann-Sein Jesu zum Hauptmerkmal des Erlösers! Als wenn nicht seine Geschwisterlichkeit, seine Gerechtigkeit und dieser Charme Gottes, der von ihm ausging (den wir «Gnade» nennen), ihn als Kind Gottes auswies! Als sei seine Maskulinität die Essenz der Sache ...

*Rosemary Ruether*, die das Problem schon früh und sehr klar formuliert hat, erscheint an vielen Stellen dieses Buches als die provozierende, vorantreibende Figur einer christlichen und feministischen Theologie, im Gegensatz zum post-christlichen Feminismus, wie ihn *Mary Daly* oder in England *Daphne Hampson* vertreten. Der Bericht zur Debatte «Sind Christologie und Feminismus unvereinbar?» von *Julie Hopkins* informiert sehr gut und sei als Einführung ins Problem (zum Nachdruck in Zeitschriften) empfohlen. Ruether hat die Frage «Kann ein männlicher Erlöser Frauen erlösen?» bejahend beantwortet; ihre Begründung lautet: «Seine Fähigkeit zum Befreier beruht nicht auf seinem Mannsein, sondern ganz im Gegenteil auf der Tatsache, daß er dieses Herrschaftssystem ablehnte und in seiner Person die neue Menschlichkeit verkörpern wollte, die auf Dienstbarkeit und gegenseitiger Vollmacht beruht.» (215)

### Die Gefahr des Totalitarismus

Aber mit dieser Antwort auf eine Frage, die vom Sexismus der Kirche und ihrer Theologen angestoßen ist, ist keineswegs das ganze Problem der Christologie gelöst, eine weitergehende, die Autorinnen dieses Buches provozierende Frage ist die nach einem Zusammenhang von Christologie und Totalitarismus. Daß diese Frage hier offen diskutiert wird, zeigt, wie lebendig und unentbehrlich feministische Theologie ist, und welchen selbstverdummenden Schaden Universitäten und Kirchen sich durch Ausgrenzung und Diffamierung antun. Das Problembewußtsein der Frauen in diesen Bereichen ist einfach größer. So fragt *Silvia Strahm* in ihrem schönen Briefwechsel (einer durchaus feministischen literarischen Form), ob nicht alle «Erlösungsvorstellungen ..., die ihren Geltungsanspruch universalisieren, Gefahr laufen, totalitär zu werden» (S. 85). Dieser Beitrag läßt am deutlichsten die Herausforderung spüren, die von dem postmodernen radikalen Pluralismus an den christlichen Glauben geht. Wieso soll dieser eine Heilmittler, «universal, einmalig und unüberbietbar» sein?

Ist damit nicht schon zum vornherein eine Nähe zwischen Erlösungsreligion und Totalitarismus gegeben?

Damit ist eine andere Dimension der Problematik benannt. Solange Ausbeutung und Hunger, Krieg und Unterdrückung herrschen, ist es sinnlos, von der endgültigen, unüberbietbaren, ein für allemal geschenehen Präsenz Gottes in Christus zu reden. Diese Rede enthält einen totalitären Anspruch, der sich konkret im christlichen Antijudaismus festgemacht hat. Christliche Theologen/-innen können nach der Shoah gar nicht umhin, das jüdische Gegenargument und sein tieferes messianisches Verständnis in ihr Denken aufzunehmen: Das messianische Reich ist, so glauben Christen, durch den Juden Jesus sichtbar geworden, aber deswegen kann die Präsenz des Reiches nicht seine Zukunft und Unabgegottheit verschlingen, wie es in triumphalistischer Theologie geschieht. Jede Theologie, die die eigene Kultur mit dem Reich Gottes verwechselt, ist fundamentalistisch, wie Frau an der Neuen Weltordnung des Herrn Bush, die den Kapitalismus für die letzte unüberbietbare Gestalt ökonomischer Vernunft hält, lernen kann.

Das Christentum erscheint unter dieser alles relativierenden messianischen Perspektive – worauf *Manuela Kalsky* hinweist – als ein weltgeschichtlich unhaltbarer Anspruch, wenn es das «ein für allemal», das «es ist vollbracht» des Christus reklamiert. Diese Art von Endgültigkeit schmeckt nach Tod. Von den Juden ist zu lernen, daß «die Funktion des Messias wichtiger als seine Person» ist. In der rabbinischen Tradition ist der Messias kein göttliches Wesen, «und es war durchaus vorstellbar, daß die Erlösung durch mehrere Messiasse mit unterschiedlichen Funktionen realisiert würde oder daß Gott ohne Messias handle. Denn ›Nicht der Messias trägt die Erlösung, sondern die Erlösung trägt den Messias‹» (S. 209). Ist es möglich, Christus wieder dem Judentum anzunähern, ihn wieder einzubinden in seine ursprüngliche Tradition? In diese Richtung tendieren die feministischen Befreiungstheologinnen.

In diesem Zusammenhang möchte ich anmerken, daß dem Buch eine bessere biblische Analyse fehlt, wenn man von *Elisabeth Moltmann-Wendels* «Ansatzpunkten» aus den Evangelien absieht. Vor allem fehlt eine Auseinandersetzung mit Paulus, wie sie *Luise Schottroff* geleistet hat. Und, wie so oft, rächt sich das exegetische Defizit in der Systematik. Dem kann auch die zurzeit in den USA modische Sophia-Tradition nicht aufhelfen. Weisheit geht nun einmal nicht mit der prophetischen Tradition zusammen, und die Rede von einer «gekreuzigten Sophia» (124) enthistorisiert nicht nur Jesus, sondern dient auch dazu, die Entpolitisierung der weißen Mittelklassefrauen noch weiter voranzutreiben.

### Auseinandersetzung um den christlichen Antijudaismus

Ich denke, daß die schmerzliche Auseinandersetzung um den christlichen Antijudaismus der Punkt ist, von dem heutige feministische Befreiungstheologinnen lernen können, die notwendigen Korrekturen an der christlichen Lehre zu machen, ohne doch in postchristliche Resignation und Abschied von dem gesamten Inhalt der Botschaft verfallen zu müssen. Das Grundproblem heutiger Christologie scheint mir zu sein, wie weit sie Verbindlichkeit ohne Exklusivität, Glauben an Jesus ohne religiösen Imperialismus, Hoffnung ohne Zwang zu artikulieren vermag. Ist es möglich, an den Jesus, der in und mit seinen Nachfolgern/-innen der Christus ist, zu glauben, ohne in die Falle des Imperialismus zu fallen? Christliche Theologie muß sich endlich dem Antijudaismusverdacht stellen.

Um den Streit an der Auseinandersetzung feministischer Theologie in den USA zu verdeutlichen: Die jüdische Theologin *Judith Plaskow* hat den totalen Verdacht an einer Theologin exemplifiziert, die wie kaum jemand im Kontext der US-Realität von Auschwitz her denken gelernt hat (160), an *Carter Heyward*. Heyward sieht in Jesus «eine radikale Verschiebung des Bewußtseins». Diesen Satz, den ich auch für unglücklich

formuliert halte, liest Plaskow im Sinne des traditionellen Antijudaismus, als wolle Heyward sagen, es gehe dem Judentum *nicht* um «gerechte Beziehungen». Mir scheint das unfair, weil nicht in Heywards Denkansatz enthalten; aber die Auseinandersetzung zeigt die extreme Schwierigkeit jeder christologischen Formulierung.

In diesem Zusammenhang ist es mir leid – und ist vielleicht auch objektiv ein Verlust, daß keine der Autorinnen meinen frühen christologischen Versuch in «Stellvertretung. Ein Kapitel Theologie nach dem <Tode Gottes>» (1965) einbezogen hat. Es war ein Versuch, die Bedeutung Christi ohne Antijudaismus und ohne autoritäre Pose zu denken und ihn dabei so in die Gemeinschaft der Glaubenden zu vermitteln, daß die falsche Superstar-Position des unendlich überlegenen Jesus nicht mehr auftauchen konnte. Heute würde ich «Stellvertretung» als einen feministischen Demokratisierungsversuch lesen. Nur der autoritäre Jesus kann tun, was ihm keiner nachmacht, er heilt, ganz ohne Jüngerinnen, speist die Hungrigen, ganz ohne Freunde. Das ist exegetisch falsch und folgt dem männlichen Denkmodell beziehungsloser, unabhängiger Macht. Die Evangelien sind oft im Bann solcher dogmatisch-christozentrischer Perspektive gelesen worden. Die Rolle Jesu war dann, den Abstand zwischen Gott und uns einzuschärfen, statt ihn zu verringern. «Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist» wird von den Exegeten gern abgeschwächt. Der Satz ist ein Beweis für die tiefe Verwurzelung Jesu im jüdischen, nicht im christologischen Denken. Nachfolge schließt die falsche Anbetung, das, was Mary Daly später zu Recht «Christolatrie» nannte, aus.

Für eine Re-Vision der Christologie scheint mir die Unterscheidung einer Christologie «von oben» im Gegensatz zu einer «von unten» notwendig; ich denke nicht wie einige der Autorinnen (vgl. S. 28 u. 230), daß sie erledigt sei. Der Gegensatz von oben und unten ist nur dann unbrauchbar geworden,

wenn man ihn auf der Ebene von Vernunft und Offenbarung, von natürlicher und übernatürlicher Erkenntnis ansiedelt. Läßt man dies fallen, und das tun die meisten der Autorinnen explizit, tritt also in die Moderne ein, dann hat das «von oben» oder «von unten» eine ganz andere, nämlich eine soziale, kulturelle, genderspezifische und historische Aussagekraft. Daß Jesus kein reicher, mächtiger, mit dem Schwert bewaffneter Mann von Bildung und mit Beziehungen war, ist ein religionsgeschichtliches Datum, das zu erinnern und anzueignen unerlässlich bleibt. Der gegenwärtige Zustand unserer Welt, die Herrschaft des patriarchalen unverbundenen Denkens in der Wissenschaft, der Rassismus im Dienste der Privilegien der Klassengesellschaft und vor allem die vergewaltigte Mutter Erde schreien geradezu nach einer Christologie «von unten». Hier wäre meiner Ansicht nach weiterzuarbeiten. Ich will auf zwei Beispiele einer solchen anderen Christologie hinweisen. Einige der lateinamerikanischen Befreiungstheologen haben das Schicksal der Armen mit dem leidenden Gottesknecht – und eben nicht mit dem Kosmokrator! – in Beziehung gesetzt. Und neuerdings hat der Dominikaner *Matthew Fox* von der gekreuzigten Mutter Erde gesprochen.

Etwas paradox formuliert würde ich sagen, daß es nicht im Interesse Christi, verstanden als die Gemeinschaft derer, die sich auf den Weg Jesu einlassen, ist, Jesus von Nazareth als schlechthin einmalig und das heißt geschwisterlos und unüberbietbar darzustellen. Wer Christus verstehen will, muß doch zumindest seinen Wunsch danach, in vielen Geschwistern und immer wieder neu «überboten» zu werden, in seiner Stimme hören. Welches Interesse könnte der Jesus von Nazareth denn daran haben, «allein den erlösenden Geist Gottes» zu besitzen?! Und welcher falsche Traum spiegelt sich denn in Christologien, die Erlösung so denken, daß «Menschen nichts beizutragen vermögen» (S. 162)? Warum kann sich die patriarchale Theologie so schwer vom Herrschafts- und vom Konkurrenzdenken lösen?

#### Welche Christologie brauchen wir?

Ich komme noch einmal auf das Erbe der Aufklärung, das in diesem Buch interessant rumort, zu sprechen. Es ist schließlich schon länger bekannt, daß die Menschen nicht Helden und Stars brauchen, sondern Propheten und Rabbis, Lehrerinnen und Lehrer. Die Christologie, die wir brauchen, muß zeigen, wie und was dieser Christus in und durch seine Geschwister lehrt, nicht was er herbeizubauern verspricht. Sie muß uns erlauben, jüdischer zu werden im Sinne der messianischen Zeit, hungriger nach Gerechtigkeit ganz im Sinne der Lehre von der Nachahmung Gottes, und sie kann das nur tun in der klaren Abweisung von Triumphalismus und der, im protestantischen Denken zumindest, gänzlich überstrapazierten Formel vom «ein für allemal». Mit Christus jüdisch werden, schwarz, Ausländerin und Frau, könnte dann auch denen etwas sagen, die in den traditionellen Formen der Christologien «von oben» nur Herrschaft und Selbstzerstörung entdecken können. Der Weg zu einer menschheitlichen Sprache, anstelle der Männer-sprache, die sich diese nur einbildet, kann auf die Symbole der Erfahrbarkeit Gottes nicht verzichten. Christus ist eines der deutlichsten. Ich möchte – nach wie vor – sagen können, daß ich in Christus Gottes Gesicht erkenne.

Dabei gibt es noch eine Dimension zu bedenken, die in der vorliegenden feministischen Kritik wenig reflektiert ist. Das ist die Gestalt religiöser Sprache, die ja nicht Wissenschafts-Sprache ist und nicht christologisch, sondern christo-poetisch arbeitet. Wenn ich mit den Worten eines religiösen Liedes singe «Schönster Herr Jesu ...», so will ich damit nicht sagen, daß alle ändern häßlich sind! Solche Superlative haben nicht ausschließende Funktion. Natürlich kann man dieses Lied dogmatisch lesen, aber das ist von denen, die so und ähnlich gebetet haben, nicht gemeint. Sie drückten ihre Verbundenheit, ihre Hingabe, ihre Freude aus – und die Theologie täte gut daran, endlich auf solche Sprache des Volkes, hier des mittelalterli-

## Kirchen-Kampf

Befreiungstheologie in Lateinamerika  
von Karl G. Peschke

VHS-Kassette  
Spieldauer 44 Min.  
DM 58,-

Zu bestellen bei:  
DOC-Film- und Verlagsgesellschaft mbH  
Lipowskystraße 10  
D-8000 München 70  
Tel. 089/725 30 20  
Fax 089/725 95 21



Der innerkirchliche Druck auf die Befreiungstheologie wächst. Bischöfe werden versetzt, Seminare geschlossen, Theologen zum Schweigen gebracht, Orden diszipliniert. Der Entzug des kirchlichen Schutzes hat für den einzelnen oft dramatische Folgen: Er riskiert sein Leben. Tausende von Anhängern der Befreiungstheologie wurden bereits Opfer. Um so schockierender ist es, wie selbst katholische Bischöfe die Befreiungstheologie diskriminieren. Doch zeigt dieser Film, daß ihre Vorwürfe durch die Wirklichkeit widerlegt werden.



chen, zu achten. Die Kritik an Einmaligkeit, Exklusivität, Unüberbietbarkeit ist hier so unangebracht, als wollten wir jemandem, der «Liebster» oder «Liebste» zu einem andern Menschen sagt, die Emphase der Sprache verbieten und die so Redenden in die skeptische Bewußtheit und die unendliche Reflexion zurückzwingen. Viele religiöse Texte von Christinnen und Christen der Dritten Welt drücken ihre Beziehung zu Jesus anders, existentieller aus, als unsere Traditionen es zu erlauben scheinen. Wir leben oft mit nie geöffneten Briefen, die eifrige Postbeamte herumtragen.

So hatte ich manchmal beim Lesen dieses so anregenden Buches das Gefühl, daß die Theologie uns dümmert und ärmer

macht, als wir sind. Auch feministische Theologie muß sich der Anfrage stellen, ob sie die Sprache der Liebe überhaupt wahrnimmt. Ich hätte mir einen Aufsatz gewünscht, der die heutige Sprache von Frauen, die sich auf Christus beziehen, reflektiert. Welche Christologie lebt in den neuen Liturgien, in den Ritualen, in den Friedensgebeten der Frauen? Ich wünsche mir, die falsche Alternative zwischen der exklusiven, christozentrischen und fundamentalistischen Sprache einerseits und einer emphasefreien, abgeblähten Gescheitheit andererseits zu überwinden. Das «Verlangen nach Heilwerden» braucht mehr und andere Sprache als die zurzeit gesprochene.

Dorothee Sölle, Hamburg

## Eine Pathographie der Romanistik

Zu Gumbrechts «Geschichte der spanischen Literatur»

Der Schlaf der Vernunft erzeugt Ungeheuer. Die Romanistik frißt ihre Kinder. Und wenn das Ende der Literatur heraufgekommen ist, werden zweiköpfige Kälber geboren wie die zweibändige «Geschichte der spanischen Literatur» von Hans Ulrich Gumbrecht.<sup>1</sup>

Um es gleich vorweg zu sagen, das Buch Gumbrechts ist keine *Geschichte* der spanischen Literatur. Denn was man von einem Werk erwartet, das sich selbst «eine Geschichte» nennt – d.h. vor allem eine durchgehaltene Systematik der Darstellung – erfüllt es nicht. Es ist auch keine Geschichte der *spanischen* Literatur, denn es würdigt die sogenannten «peripheren» Sprachen und Literaturen, die sich innerhalb der spanischen Nation seit dem Mittelalter behaupten, kaum eines gelegentlichen Seitenblickes. Mit fortschreitender Lektüre stellt der Leser von Gumbrechts dickem Textband<sup>2</sup> außerdem fest, daß es sich auch nicht eigentlich um eine Geschichte der spanischen *Literatur* handelt. Denn schon ab der Darstellung des 18. Jahrhunderts verflüchtigt sich die Erörterung der literarischen Produktion und Rezeption in einen impressionistischen Streifzug durch die Metamorphosen spanischer Identität, bei dem *Literatur* lediglich zur Illustration einzelner, schon im Text selbst kurzlebiger Thesen herangezogen wird. Bleiben zwei kleine Wörter übrig: *Eine* Geschichte der spanischen Literatur. Die spanische Literatur war und ist eine Chimäre der Handbücher, die auch Gumbrecht nicht zum Leben erwecken kann; und das im Originaltitel kursiv gesetzte *Eine* wird durch diesen typografischen Kunstgriff in der Oszillation zwischen der Unbestimmtheit eines Artikels und der Bestimmtheit eines Zahlwortes gehalten, um sich im ersten Sinn Lügen zu strafen und im zweiten trivial zu bleiben.

### Unter Druck des Chronos, der seine Kinder frißt

Gumbrecht bemüht sich, die eigene Person als exzentrischen Romanisten ins Bild zu setzen; das bedeutet bei ihm zunächst, als einen Romanisten, der aus dem Zentrum kommt. Gleich in der zweiten Fußnote zum Vorwort verweist er auf das romanistische Kern-, Kollektiv- und Großprojekt seines Lehrers Jauss, den *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*<sup>3</sup>, und auf seine «(ziemlich) bitteren Erfahrungen» mit demselben. Sein eigener, in einsamer Geniemaniere kompo-

nierter Abriß «der spanischen Literatur» präsentiert sich als Ausdruck neuer und wahrer Romanistik, erscheint aber dem Leser schon im peinlich narzißtischen Vorwort als die Abarbeitung an der Generationenfolge in der Romanistik. Der ungeheuerliche Druck, der auf dem nervösen Professor Gumbrecht gelegen haben muß, während er seine große Essay-Collage zusammentrug, zusammenschrieb und zusammenklebte, ist der Druck des Chronos, der seine Kinder frißt. Der grobe Raster der Herrscherchronologie, den Gumbrecht zur Periodisierung an «die spanische Literatur» anlegt, seine mächtige Terminologie (*Subjektivität, Individualität, Kosmologie*) und schließlich seine Rede vom Tod der *Literatur* sind Bewältigungsversuche. Er versucht den unzählbaren Text der spanischen Kultur im historischen Text zu unterwerfen, aber schon sein eigener entflieht ihm: Gewaltsam raffende Kapitelzusammenfassungen sind gleich zweimal – nämlich zu Beginn des Buches und noch einmal in identischer Form vor jedem einzelnen Kapitel – wie Wachen aufgestellt, die nach innen das Entkommen der Thesen in die nichtssagende Vieldeutigkeit zu verhindern suchen und nach außen gegen den Vorwurf des Konzeptions- und Stringenzmangels abschirmen sollen.

Die Bewältigung der spanischen Literatur und Kultur grenzt an Vergewaltigung, wenn die Fotografie des Titelblattes der regierungstreuen Tageszeitung *El País* den Band als Emblem spanischer Gegenwart abschließt. Dazu heißt es in der Kulmination des Schlußkapitels: «...deshalb ist *El País* als in vielfältigen Differenzierungen und Facetten gebildetes Wirklichkeitsangebot längst die spanische *Wirklichkeit* geworden.» (S. 1051, Hervorhebung im Original). Es mag tatsächlich sein, daß sich für einen deutschen Professor die Spanienwahrnehmung auf eine Tageszeitung reduziert. Nach diesem Fazit bleibt die spanische Kultur jedenfalls jene Zigeunerin vom Rande Europas, deren Ehrbarkeit bis heute noch nicht vor deutschen Romanisten zu schützen ist.

Die Debatte um die deutsche Hispanistik<sup>4</sup> scheint sich noch nicht wirklich zu einer Debatte um die Romanistik ausgeweitet zu haben, auch wenn die Hispanisten-Forderung nach Verselbständigung der in der Romanistik zusammengefaßten Fächer zugunsten einer Professionalisierung ihre Hand von Anfang an in die Wunde der Romanistik legte. Die überkommene kulturgeographische Aufteilung Europas im neuphilologischen Fächerkanon Deutschlands entpuppt sich in der Zeit der Währungsunion (viel mehr ist es ja mit Europa noch nicht geworden) als ideologisches Fossil: Die Germanistik mit ihrem Anspruch über das Deutsche hinaus erscheint als Pangermanistik. Ihr gegenüber oder viel mehr unter ihr stehen Slavistik und Romanistik, die erst als Summierungen minderwertiger, an das Germanische angrenzender Kulturen überhaupt in den Blick kommen. Einzig die Angli-

<sup>1</sup> Hans Ulrich Gumbrecht, *Eine Geschichte der spanischen Literatur*, 2 Bde., 1484 Seiten. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990, ca. DM 140,-.

*Hinweis der Redaktion:* Zur Geschichte der spanischen Literatur sind außerdem erschienen: Dieter Ingenschay und Hans-Jörg Neuschäfer (Hrsg.), *Aufbrüche. Die Literatur Spaniens seit 1975*, edition tranvía, Berlin 1991, 254 Seiten, DM 28,80.

Christoph Strosetzki (Hrsg.), *Geschichte der spanischen Literatur*. Niemeyer, Tübingen 1991, 404 Seiten (kart.) DM 29,80.

<sup>2</sup> Der zweite Band enthält die Übersetzungen der spanischen Zitate und die Anmerkungen.

<sup>3</sup> Hans Robert Jauss, *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*. Winter, Heidelberg 1972ff.

<sup>4</sup> Sie wurde vor allem in der Zeitschrift «Tranvía – Revue der Iberischen Halbinsel» (Berlin, 1990/91) ausgetragen.

stik scheint gleichberechtigt neben der deutschen Selbstsicht zu stehen. Womit dann die Kulturgeographie vergangener deutscher Größenphantasien perfekt gespiegelt wäre.

### Die These vom Tod der Literatur

Solche Romanistik verlängert sich in die Stereotypenökonomie der gumbrechtschen Hispanistik hinein, weniger als Theorieansatz denn als wissenschaftliche Mentalität. Der Überlebende seziiert eine Leiche, denn «die spanische Literatur» ist tot. Die These vom Tod der Literatur irrt durch Gumbrechts Essay-Panoptikum: Auf manchen Seiten stirbt die spanische Literatur «vielleicht», dann etwas später stirbt sie ganz bestimmt, wieder woanders stirbt nur ein bestimmter Begriff von Literatur, aber schließlich stirbt die ganze Literatur überhaupt und zwar im Spanischen Bürgerkrieg mit den spanischen Literaten. Der Leser, der sich durch die sprachlich ganz unessayistisch ungelenten Kapriolen der gumbrechtschen Theoriegymnastik quält, wundert sich, daß sie überhaupt noch lebt. Denn seit dem Kapitel, das mit dem Jahr 1700 einsetzt, scheint «die spanische Literatur» schon verblichen. Wir erfahren jedenfalls kaum noch etwas von ihr. An ihre Stelle tritt eine Menge vielsagend symbolische Biographie, Kollektiv- und Individualpsychologie: Politiker, Maler, Architekten, Filmemacher und Fußballer «faszinieren» Gumbrecht jetzt stärker, um nur eines seiner Platzhalterverben aufzugreifen, deren theoretisches Gewicht wir möglicherweise einem der zahlreichen Selbstverweise des Autors folgend in diesem oder jenem seiner anderswo untergebrachten Artikel nachspüren dürfen.

Die Schrumpfung seiner hochfliegend beginnenden Literaturgeschichte auf die geheimnisvoll signifikante Hererzählung immer neuer Biographien von allerhand Spaniern endet folgerichtig mit dem Tod der Literatur. Das ist wie im Leben. Die Pathographie der Romanistik, als die wir Gumbrechts Buch lesen, hält aber einen weiteren Verweis: biographischer Erklärung für den Tod der Literatur bereit: Wie der Autor im Vorwort gesteht, löst er mit seinem Buch eine Vorankündigung ein, die er vor über 15 Jahren gemacht hatte. In selbst ihm heute naiv erscheinender Vollmundigkeit hatte er nicht nur seinen deutschen Kollegen, sondern auch der spanischen Nation versprochen, die Identität Spaniens aus seiner Literatur herauszulesen und für alle «prägnant» aufzuschreiben (ein anderes geheimnisvolles Lieblingswort des Autors). Diese Funktionen von Literatur und Literaturgeschichte – Sinnkonstitution, Identitätskonfiguration, Handlungsorientierung – sind es aber, die Gumbrecht im Spanischen Bürgerkrieg mit jenen selbstverliebten literarischen Propheten der Zweiten Republik untergehen läßt. Mit dem Tod der Literatur schreibt sich Gumbrecht deshalb nichts anderes vom Leibe als den Tod seines eigenen literaturhistorischen Anspruchs.

Für Gumbrecht stirbt die Literatur, weil sie nicht mehr wichtig ist. Neue Ausdrucksformen und Medien ersetzen sie: der Sport als gesellschaftliche Identitätsstiftung; das Fernsehen als alltagsbildende und -abbildende, -formende und -verformende Dauerpräsenz bis zum Schlafengehen. (Er scheint ernsthaft zu meinen, die Spanier gingen früher zu Bett, seit der Programmschluß vorverlegt worden sei; vgl. S. 1030). Den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust von Literatur als ihren Tod zu bezeichnen, will wohl bedeuten, daß sie, als sie noch lebendig war, auch wichtig war, im Spanischen Goldenen Zeitalter zum Beispiel. Die Bedeutung von Literatur im Spanien der Frühen Neuzeit scheint Gumbrecht tatsächlich und beträchtlich zu überschätzen. Wenn er über viele Kapitel hinweg von der «Theatralisierung des Alltags» spricht, übersieht er, daß seine Analyse bestenfalls für den Hof oder gerade noch die gehobene Gesellschaft der Hauptstadt zutrifft, denn wie sein Periodisierungsrahmen bleibt auch seine Materialbasis fast ausschließlich auf das höfische und politische Leben der Machtzentrale beschränkt. Der ausufernd gebrauchte Begriff «Alltag» erscheint deshalb fast durchgängig fehl am Platze.

Der anspruchsvolle und zweifellos vielversprechende Theorieansatz Gumbrechts, der Literaturgeschichte vor allem als Geschichte der gesellschaftlichen Funktionen von Literatur verstehen will, krankt an der überkommenen Topik, auf die er sich bezieht und stützt. Ganz bewußt folgt er nämlich der Topik traditioneller Literaturgeschichte: Er will «keinen (im unter Hispanisten üblichen Verständnis) kanonisierten Text der spanischen Literaturgeschichte unberücksichtigt [...] lassen» (S. 15). Es gelingt ihm nicht, seine frische Theorie mit dem ererbten Thesaurus wissenschaftlicher *inventio* in Verständigung zu setzen. Die Tradition literarischer *Geistesgeschichte* liefert kaum brauchbares Material für poststrukturelle Funktionsgeschichte. Etwas mehr Dekonstruktion des wissenschaftlichen Diskurses hätte also selbst Gumbrecht noch gut angestanden.

### Woran der vielversprechende Theorieansatz krankt

Aber nicht nur die Umsetzung der heuristischen *inventio*, auch die theoretische *dispositio* und terminologische *elocutio* seiner «Geschichte» zerfallen dem Leser unter den Händen. Insbesondere das Begriffspaar Spiel/Ernst, das die Analyse bis zum Jahr 1700 bestimmt, um dann plötzlich vollständig abzutauschen und erst, wo es um frankistische Fußball-Kultur geht, zögerlich wieder aufzuscheinen, erweist sich als brüchig. Der Begriff Ernst findet sich im Text überhaupt nur durch adjektivische und genitivische Erweiterungen gestützt, die fast ausschließlich auf das Phänomen des Religiösen verweisen (*missionarischer, ethischer, religiöser Ernst; Ernst der Predigt, etc.*). Die Literatur als Spiel wird diesem merkwürdig blassen Begriff des Ernstes entgegengesetzt. Der gute alte Huizinga dagegen, der mit dem plakativen Schlagwort vom «Herbst des Mittelalters» bei Gumbrecht dutzendmal zitiert wird und auch als Gewährsmann für den Spielbegriff dient, scheint in der Ausschließlichkeit seiner Titelformulierung «Homo ludens» einen funktionalen Gegenbegriff zu *Spiel* von vornherein auszuschließen. Doch man muß nicht so weit gehen, um die Absurdität einer kulturhistorisch-analytischen Opposition von Spiel und Ernst zu erkennen: Es genügt, sich den Ärger eines Fußballspielers über einen Mannschaftskollegen vorzustellen, der das Spiel nicht *ernst* nimmt.

Die Sprachlosigkeit vor dem Phänomen des religiösen Spiels, das gerade in Spanien stets in das literarische hineinspielt, ist vielleicht der eklatanteste Mangel einer Literaturgeschichte, die sich besonders dem Studium der Formen gesellschaftlicher Sinnbildung und ihrer kommunikativen Realisierungen verpflichtet wissen will. Gumbrechts journalistische Skizze der spanischen Gegenwartskultur reduziert den Horizont des Religiösen auf das politische Zentral- und religionssoziologische Randphänomen des *Opus Dei*. Ein Versuch der Erklärung des überraschend schnellen Schwunds religiöser Sinnbildung in der spanischen Gesellschaft wird dagegen gar nicht erst unternommen.

Bei der Verwirklichung seines gigantomanischen Projekts ist Gumbrecht oft gezwungen, den einfachsten und kürzesten Weg zu nehmen. Dabei unterlaufen ihm schließlich eine Fülle von Schnitzern, die seine fleißigen Korrektoren offenbar nicht ausmerzen konnten. Königs-, Heiligen- und Regionalnamen erscheinen in verwirrender sprachlicher und orthographischer Wechselhaftigkeit: mal auf Spanisch, mal auf Deutsch, mal ganz anders. Don Juan de Austria wird zum Stiefbruder Philipps II. Das kleine arabische Restkönigreich von Granada erhält die Würde eines Kalifats. Der Inhalt der *lex salica* wird in sein gerades Gegenteil verkehrt. Ekstase steigert sich zur Extase; und am Ende werden der Ehefrau in einem Drama des 19. Jahrhunderts «Hörner aufgesetzt», womit das Bild vom gehörnten Masthahn gerade seiner «Prägnanz» körperlicher und sexueller Semantik beraubt und als leere Redensart ohne philologisch aufgeklärte Wurzeln in ein Emblem eines wissenschaftlichen Gestus verwandelt wird.

Der vorliegende Verriß von Gumbrechts Um-, Auf- und Abriß der spanischen Kultur, eines wehrlosen Buches, das wissenschaftspsychologisch noch ganz im Schatten des jausschen *Grundriß* zu stehen scheint und deshalb als Pathographie der Romanistik gelesen werden kann, darf nicht ohne positiven Ausblick schließen: Fast verborgen, weil nie eigens problematisiert, begleitet den Leser ein Begriff durch das ganze Buch. Ein Schlüsselwort der spanischen Kultur taucht wie eine stumme Ahnung an zahllosen Stellen aus den wabernden Texten auf: *Allegorie*. Vielleicht ohne sich dessen bewußt zu werden, schreibt Gumbrecht die Vorgeschichte zu einer Geschichte des allegorischen Lebensgefühls in Spanien, denn mit erstaunlicher Hartnäckigkeit drängt sich der Allegoriebegriff in jedem Kapitel an die Oberfläche des Textes. Der Buchstabe der

Literatur war spätestens seit Paulus tot: Es ist der Geist der Allegorie, der lebendig macht. In Spanien, das läßt Gumbrecht ahnen, ist allegorische Sinnkonstitution auf besondere Weise Lebensform geworden und geblieben. Literatur als allgegenwärtige Allegorisierung alles Sichtbaren, alles Sichtbare als allegorisch-intertextueller Sinnverweis nach oben oder innen, das scheint auch in Gumbrechts Blick aus der Ferne als *spanisch* auf. Die Welt als Buch, das Buch als Metapher der Welt, ist allerdings vom Fernsehen verdrängt worden: Jetzt ist Welt Fernsehen, Fernsehen Welt. «Die spanische Literatur» war nur allegorische Präfiguration des Fernsehens. Deshalb läuft der spanische Familienfernseher ununterbrochen: Die Literatur ist tot, es lebe die Allegorie!

Georg Eickhoff, Berlin/Madrid

## «In Mexiko wird weiterhin gefoltert»

Eine private Organisation kämpft für Menschenrechte

«... sie stachen mir zwei Löcher in die Brust, wo sie dann elektrische Kabel anlegten. Sie stülpten mir viermal eine Plastiktüte über den Kopf, und jedesmal verlor ich das Bewußtsein. Außerdem führten sie mir Tehuacan (ein Mineralwasser) mit Chili versetzt über die Nase ein, rissen mich an den Haaren, traten mich gegen Brustkorb und Magen. Und nachts schleppten sie mich an den Strand.»

Wie ein Groschenroman liest sich die Aussage eines Folteropfers im Jahresbericht von 1991 des *Centro Binacional de Derechos Humanos* (Binationale Menschenrechtsorganisation) in Tijuana. Trotz der Bemühungen und der Versprechungen der mexikanischen Regierung unter dem Präsidenten *Carlos Salinas de Gortari* bleiben die Ermittlungsmethoden der Polizei mehr als fragwürdig, und die Menschenrechte sind nur auf dem Papier garantiert. Amnesty International kommt im Mai 1991 zum Schluß, daß Folter weiterhin ein endemisches Übel in Mexiko ist. Hauptgrund dafür ist die fast völlige Straflosigkeit (Impunidad) der Vollzugsbeamten. Im allgemeinen übertreten sie die Gesetze, ohne sich vor einer Strafe fürchten zu müssen. Der Kampf der Menschenrechtsorganisationen gegen die mächtigen Staatsorgane ist langwierig und nur von spärlichen Erfolgen gekennzeichnet.

Im nordmexikanischen Tijuana, das mit mehr als zwei Millionen Einwohnern die viertgrößte Stadt Mexikos ist, wurde im Januar 1987 das private *Centro Binacional de Derechos Humanos* gegründet. Sein Direktor *Victor Clark Alfaro*, Anthropologe und Soziologe, will sich damit für vier spezielle Menschengruppen einsetzen: für Opfer von Folterungen, für Minderjährige, für Zentralamerikaner, für Migranten, darunter vor allem für Indigenas und Bauern. Den binationalen Charakter erhält diese Menschenrechtsorganisation durch ihre Zusammenarbeit mit US-amerikanischen Gruppen, z. B. mit *Human Rights Watch* (Los Angeles). Neben der Erfassung bzw. der Untersuchung von Menschenrechtsverletzungen wird auch kostenlos Rechtsbeistand und ärztliche Versorgung angeboten.

Tijuana, hier als Beispiel für eine mexikanische Großstadt, hat denn auch Organisationen, die sich für die Einhaltung der Menschenrechte einsetzen, dringend nötig. Demographisch gesehen explodiert die Stadt, denn täglich kommen hier Tausende von Emigranten aus dem Süden Mexikos und aus Zentralamerika an. Der Gesetze und ihrer Rechte unkündig werden diese immer öfter Opfer der Kriminalität, begangen von Polizeibeamten, paradoxerweise gerade von den Organen, von denen sie eigentlich Schutz erwarten dürften. Kurz vor Sonnenuntergang rotten sich jeweil am Grenzzaun Hunderte von Latinos zusammen, um bei Einbruch der Dunkelheit in das reiche Kalifornien zu gelangen. Ihr größter Feind ist dabei nicht die amerikanische Grenzpatrouille, sondern die mexikanische *policia judicial federal* (Bundes-Kriminalpolizei). Die

Leute werden ohne Grund, angeblich zur Überprüfung ihrer Papiere, festgenommen und dann ausgeraubt. Aus Angst vor Vergeltungsmaßnahmen wagt keiner eine Anzeige.

### Straflosigkeit der Polizei

Bei der Drogenfahndung fällt die *policia judicial federal* durch ihr brutales Vorgehen auf. Im Februar 1990 beobachtete z. B. Juan nach seiner eigenen Festnahme in Rosarito (30 km südlich von Tijuana), wie die Kriminalpolizei mit einem Pärchen verfuhr, das sich im Besitz von geringen Mengen von Marihuana befand. Nach seinen Aussagen wurde die Frau entkleidet und vor den Augen ihres Freundes brutal geschlagen, damit dieser die Erwerbsquelle der Droge preisgebe.

Der Strom der Hilfesuchenden, die sich an *Victor Clark Alfaro* wenden, reißt deshalb nicht ab. Der Jahresbericht von 1991 dokumentiert allein 158 Fälle von Folterungen für den Zeitraum von 1985 bis 1991 (sowohl vor wie nach dem Amtsantritt von Präsident C. Salinas de Gortari im Jahre 1988). Jeder Einzelfall wird nach einem Schema genau dokumentiert. Der Beweis von Folterungen durch den Nachweis körperlicher Spuren ist in den letzten Jahren immer schwieriger geworden. *Victor Clark Alfaro* schreibt dazu in einem Kommentar für den *Pacific News Service*: «... am alarmierendsten ist die Tendenz, die Folter zu «modernisieren», sie unsichtbar zu machen. Die *policia judicial federal* gebraucht Boxhandschuhe, um die Leute zu schlagen. (...) Sie hinterlassen so weniger Spuren.»

Bringt der Betroffene erst nach einigen Monaten den Mut auf, Anzeige zu erstatten, lassen sich ohnehin keine Spuren von Folter mehr feststellen. Es bleibt dann nur seine Aussage. Und darin liegt auch für alle Menschenrechtsorganisationen ein Problem. Denn für Folterungen gibt es in der Regel keine Zeugen. Die Regierung argumentiert denn auch auf Beschuldigungen damit, daß sie sagt, die Betroffenen seien ungläubwürdig und wollten sich wichtig machen. Deshalb bemüht sich das *Centro Binacional de Derechos Humanos* um die Dokumentation möglichst vieler Fälle. Und tatsächlich lassen die voneinander unabhängig gemachten Aussagen ein Muster erkennen, das sehr wohl den Vorwurf stützt, daß Folter immer noch in Mexiko praktiziert wird.

Die Methoden, um Geständnisse zu erpressen, sind immer wieder die gleichen: Schläge, Erstickungsversuche mit Hilfe von Plastiktüten oder Wasserbehältern, elektrische Schläge, psychische Folter wie Scheinerschießungen u. a.

### Zur Rechtssicherheit bei Strafverfahren

Die Untersuchungsarbeit ist natürlich nicht ausschließlich von dem kleinen Büro in der *Joaquin-Clausel-Straße* aus zu schaffen. *Victor Clark Alfaro* besucht regelmäßig die *Penitenciaría La Mesa*, die Landesstrafvollzugsanstalt und das Stadtgefängnis in der Achten Straße, wo sich seit einem Jahr Gruppen von

freiwilligen Helfern gebildet haben. Sie setzen sich nicht nur für Folteropfer ein, sondern sie kämpfen gegen andere Mißstände, die die Rechte der Insaßen verletzen. Da ist z. B. der Mangel an Pflichtverteidigern zu nennen. Untersuchungsgefangene sitzen oft bis zu einem Jahr hinter Gittern, bis ihr Fall bearbeitet wird. Diese Situation wird von privaten Anwälten mißbraucht, die gegen hohe Geldsummen versprechen, sich für die Freilassung einzusetzen, und die dann ihre Klienten sitzen lassen.

Im *Judicial*, dem staatlichen Untersuchungsgefängnis, in dem der Beschuldigte bis zu zwei Wochen festgehalten wird, sind die hygienischen Zustände katastrophal. Beim Betreten des nackten Betonbaus sticht einem sofort der Gestank von Urin und Schweiß in die Nase. Nach Wochenenden sind die Zellen im zweiten Stock jeweils zum Platzen gefüllt. Bis zu 50 Leute drängen sich im sogenannten Tank. Als Abort dient ein kleines Abflußloch in der hinteren Ecke. Hier kam es u. a. einmal vor, daß man in einer Nacht vergeblich nach einem Arzt gerufen hat: einer der Häftlinge, nach einem Autounfall festgenommen, bedurfte wegen zwei gebrochenen Rippen dringend ärztlicher Hilfe. Der Kontakt zur Außenwelt ist abgeschnitten. Anrufe, um Familienangehörige oder einen Anwalt zu verständigen, werden erst nach Tagen oder gar nicht gestattet. Verpflegung gibt es nicht. Allerdings wird karitativen Organisationen der Zutritt erlaubt, um warme Mahlzeiten zu verteilen.

Immer wenn Victor Clark Alfaro einen Besuch anmeldet, wird er vom Kommandanten persönlich begleitet. Alles scheint in Ordnung. Die Häftlinge geben auf die Frage nach Mißhandlungen aus Furcht vor Repressalien nur einsilbige Antworten. Und doch gibt es hin und wieder Erfolge. Im Januar dieses Jahres bringt Victor Clark Alfaro mit der Unterstützung zweier Anwälte einen Fall zur Anzeige: im erwähnten Untersuchungsgefängnis wurde ein Ehepaar während drei Tagen vollkommen abgeschnitten von der Außenwelt festgehalten. Die dafür verantwortlichen Beamten konnten benannt werden. Innerhalb kürzester Zeit wurden diese entlassen.

Die Berichte, die jährlich nach der Hauptstadt Mexiko gesandt werden, haben dagegen eine Langzeitwirkung. Alle Beschuldigungen werden bestritten, und der zentralistische Staatsapparat reagiert langsam. Die im Juni 1990 vom Präsidenten C. Salinas de Gortari eingerichtete Nationale Menschenrechts-

kommission (CNDH) erscheint immer mehr als ein Instrument der Regierung. Direkt dem Staatssekretär unterstellt, kann sie die Unabhängigkeit von der Exekutive nicht garantieren. Nach Victor Clark Alfaro ist sie innerhalb eines Jahres zu einem aufgeblähten, ineffektiven bürokratischen Apparat geworden und unfähig, die Flut der Fälle zu bearbeiten. Von 1300 Fällen, die 1990 eingereicht wurden, reagierte die Kommission nur auf 45. Von diesen wiederum wurden nur 5 zur Zufriedenheit der Opfer gelöst.

Hoffnung läßt da vielleicht die bis jetzt in Mexiko einmalige Ernennung eines Ombudsmanns in Baja California schöpfen. Am 4. April 1991 wurde *José Luis Canchola*, ehemaliges Mitglied der Oppositionspartei PDR, für drei Jahre zum Vorsitzenden der Menschenrechtsbehörde des Bundesstaates gewählt. In Funktion und Verwaltung ist diese Behörde von der Exekutive unabhängig und nur dem Parlament des Bundesstaates verantwortlich. Das verspricht zumindest das entsprechende Gesetz.

### Erfolge und Mißerfolge

Mittlerweile nahmen die Ereignisse eine unerwartete Wendung. Mitte März dieses Jahres wurde in der in ganz Mexiko erscheinenden Tageszeitung *La Jornada* das Ergebnis einer Untersuchung unter dem Titel «Die nationale Menschenrechtskommission konnte die von Clark erhobenen Anschuldigungen bezüglich der Folter von Minderjährigen nicht beweisen» veröffentlicht. Im Jahresbericht von 1990 hatte Victor Clark Alfaro 136 Fälle von Folter an Minderjährigen dokumentiert. Erst im Dezember 1991 schickte die Nationale Menschenrechtskommission Anwälte zur Untersuchung der Fälle nach Tijuana. Die Beweise und die Ermittlungsmethoden von Victor Clark Alfaro wurden in Zweifel gezogen. Die meisten der Opfer waren unter den angegebenen Adressen nicht mehr aufzufinden oder leugneten, jemals mit dem *Centro Binacional de Derechos Humanos* Verbindung aufgenommen zu haben.

Für die private Organisation von Victor Clark Alfaro, die von Spendengeldern aus den USA abhängt, ist das keine gute Werbung. An solche Rückschläge hat er sich mittlerweile gewöhnt. Bei seiner Tätigkeit setzt er auch sein Leben aufs Spiel: Am 13. Juni 1990 erhielt er einen anonymen Telefonanruf, bei dem man ihm wegen seiner Menschenrechtsarbeit mit dem Tode drohte. Am gleichen Tag erhielt er einen zweiten Anruf, bei dem man ihm nahelegte, seine Tätigkeiten aufzugeben. Victor Clark Alfaro vermutet, daß die Anrufe das Werk von Polizeibeamten waren, die in die vom 15. Januar bis 30. März 1990 dokumentierten Folterungen an Minderjährigen verwickelt waren. Amnesty International reagierte darauf mit einer «urgent action».

Victor Clark Alfaro ist davon überzeugt, daß man seine Person bzw. sein Büro nicht antasten wird. Dazu ist er auf beiden Seiten der Grenze schon zu bekannt. Reporter aus aller Welt geben sich in seinem Büro die Klinke in die Hand. Im Unterschied zu ihm haben es politische Aktivisten in den schwer zugänglichen Bundesstaaten Oaxacas und Chiapas im südlichen Mexiko viel schwerer. Wenn dort Menschen verschwinden oder umgebracht werden, wird dies kaum bekannt. Der Staat hat hier ein leichtes Spiel.

Für die Zukunft hat der Direktor des *Centro Binacional de Derechos Humanos* bereits konkrete Pläne. Er hat ein weiteres Untersuchungsprojekt über die Folter an Minderjährigen und über die Korruption in der *Penitenciaría La Mesa* angekündigt.  
*Markus Frey, Tijuana*

*Benutzte Materialien:* Amnesty International Report 1991 – Mexiko; Informe del Centro Binacional de Derechos Humanos 1991: «La Tortura: una práctica institucionalizada en México»; Nachdruck des *La Jornada*-Artikels in der Wochenzeitung *Zeta* (Tijuana) vom 13.3. bis 19.3.1992: «Comisión Nacional de Derechos Humanos no pudo comprobar denuncias de Clark sobre torturas a niños»; Pacific News Service 1991; Commentary by Victor Clark Alfaro: «Behind Looking Glass: Abuse Continues»; in verschiedenen lokalen Tageszeitungen wie *El Mexicano*, *El Sol de Tijuana*. – Vgl. auch die alljährlich in der Zeitschrift *Christus* veröffentlichten Berichte zur Menschenrechtssituation in Mexiko. (Red.)

## ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

*Redaktion und Administration:*  
Scheidggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760  
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann †, Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-  
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert  
Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

*Preise Jahresabonnement 1992:*  
Schweiz: Fr. 42.– / Studierende Fr. 30.–  
Deutschland: DM 49.– / Studierende DM 34.–  
Österreich: öS 370.– / Studierende öS 260.–  
Übrige Länder: sFr. 38.– zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 50.– / DM 60.– / öS 420.–

*Einzahlungen:* ORIENTIERUNG Zürich  
Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-  
stelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch  
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

*Druck:* Vontobel Druck AG, 8706 Feldmeilen

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung  
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.